

Maalu-Bungi, Crispin : Littérature orale africaine. Nature, genres, caractéristiques et fonctions. Bruxelles : P.I.E. Peter Lang, 2006. 255 pp. ISBN 978-90-5201-319-0. (Pensée et perspectives africaines, 4) Prix : € 34.10

Über die orale Literatur Afrikas haben bislang kaum AfrikanerInnen geschrieben. Deshalb ist das Buch von dem Kongolese Crispin Maalu-Bungi, Philologe an der Universität von Kinshasa, sehr zu begrüßen. Im europäischen wissenschaftlichen Diskurs, der sich bis in die 1980er Jahre ausführlich mit den afrikanischen Märchen, Mythen, Legenden, Liedern, Sprichwörtern, Rätseln, Preisgesängen etc. befasste, ist es seither still geworden, so als sei diese Thematik erschöpfend behandelt worden. In der 13 Seiten umfassenden Bibliographie, die Maalu-Bungi zusammengestellt hat, sind neuere Publikationen zum Thema nur vereinzelt, und zwar von afrikanischen Autoren, aufgelistet. Französische Ethnologen hatten sich mit der Oralliteratur der frankophonen und britische mit der anglophonen Länder befasst. Ihre Ansätze waren dabei unterschiedlich: Während erstere die Texte vor allem auf deren Struktur hin untersuchten und Themen klassifizierten, bearbeiteten letztere die Geschichten vornehmlich unter funktionalistischen Gesichtspunkten. Maalu-Bungi befasst sich mit all diesen Aspekten – und noch mehr. Er definiert Begriffe, er klassifiziert Typen, er analysiert Strukturen, er deutet Inhalte, er beschreibt Erzählsituationen, er weist auf linguistische Möglichkeiten der Erforschung hin. Somit bietet er vor allem afrikanischen Studierenden der einschlägigen Disziplinen (Sprachwissenschaft, Philosophie, Anthropologie, Philologie, Soziologie, Psychologie) Anhaltspunkte für Fragen, mit denen sie an die Oralliteratur herangehen können. Dieses Buch könnte somit sehr gefragt werden.

Unter den jungen afrikanischen Intellektuellen ist ein großes Interesse an den eigenen Traditionen erwacht. Sie haben in einer Fremdsprache lesen, schreiben und denken gelernt, sie sind Christen oder Mohammedaner und kennen die traditionellen religiösen Riten und Zeremonien kaum mehr aus eigener Anschauung. Um diesen damit verbundenen Mangel an Identität wieder auszugleichen, befassen sie sich neuerdings zunehmend mit allem, was ihre Vorfahren so einzigartig gemacht hat. Der oralen Tradition wird dabei ein vorrangiger Stellenwert eingeräumt. Denn die mündliche Überlieferung ist in Afrika, wo nur wenige Kulturen eine eigene Schrift entwickelt haben, von besonderer Bedeutung. Die Frage, ob mit der zunehmenden Verschriftlichung der Überlieferungen das Genre der Oralliteratur überflüssig und ein Pfeiler afrikanischer Eigenheit aufgegeben wird, verneint Maalu-Bungi (37). Er ist der Auffassung, dass die Oralliteratur in Afrika durchaus noch eine Zukunft hat. Die mündliche Überlieferung hat Eigenarten, die der Schriftkultur fehlen: Jede Darbietung ist nicht nur Textvermittlung, sondern gleichzeitig Performance, eine Interaktion von Erzählenden und Zuhörenden. Es ist nämlich nicht nur bedeutsam, was ausgesagt wird, sondern wie etwas gesagt wird (71). Darüber hinaus

wird die mündliche Weitergabe von Informationen und Geschichten noch auf breiter Ebene praktiziert, denn vor allem in den ländlichen Gebieten haben durch das Fehlen von Elektrizität die Massenmedien noch nicht flächendeckend Einzug gehalten; und immer noch sind ein großer Teil der Bevölkerung Analphabeten. Allerdings könnte das als eine Frage der Zeit relativiert werden. Das scheinen die jungen SammlerInnen von Märchen, Sprichwörtern und Liedern, die sich immer mehr in der afrikanischen Schriftkultur zu Worte melden, auch so zu sehen. Maalu-Bungi räumt dies ebenfalls ein, wenn er schreibt: "Il est légitime d'encourager sa collecte [der oralen Literatur], non pour en faire un objet de musée, c'est-à-dire une curiosité, mais pour une sauvegarde digne de ce nom." (240). Mit den Sammlungen wird darüber hinaus ureigenes afrikanisches Gedankengut bewahrt, von dem Maalu-Bungi überzeugt ist, "qu'une bonne connaissance de nos langues et des techniques littéraires orales favorisera naturellement la nouvelle littérature" (241).

In Afrika gibt es mittlerweile eine nennenswerte Intelligentia, die nicht nur ein Interesse daran hat, die eigenen Quellen zu hüten, sondern die auch deren Interpretation übernimmt. Zu viel wurde bislang von europäischen Märchenforschern in die orale Literatur hinein interpretiert, so etwa mit tiefenpsychologischen Deutungsmustern, bei denen fraglich ist, ob sie überhaupt außerhalb von Europa Gültigkeit haben. Zu wenig Erklärungen kamen bislang von den Leuten, die erzählt und zugehört haben, bemerkt Maalu-Bungi (49). So kann dieses Buch auch als eine Aufforderung an die jungen AfrikanerInnen verstanden werden, sich nicht nur ihrer eigenen Literatur anzunehmen, sondern sie sich auch dort zurückholen, wo sie durch die europäische Sicht verfremdet war.

Godula Kosack

Mandel, Ruth: Cosmopolitan Anxieties. Turkish Challenges to Citizenship and Belonging in Germany. Durham: Duke University Press, 2008. 416 pp. ISBN 978-0-8223-4193-2. Price: £ 13.99

Ausländerproblematik hat an Aktualität in den letzten Jahren leider nichts eingebüßt. Noch immer sehen sich europäische Länder mit Fremdenfeindlichkeit und Überfremdungsängsten auf der einen Seite und auf der anderen Seite mit Problemen der Inkorporation von Zuwanderern konfrontiert. Vor diesem Hintergrund leistet das Werk "Cosmopolitan Anxieties" von Ruth Mandel einen wichtigen Beitrag zur Klärung der zahlreichen Facetten und Mechanismen der Ausländerproblematik in Deutschland und dies obwohl Mandels Datenerhebung nun schon einige Jahre zurückliegt. Ruth Mandel hat sowohl in der Türkei als auch in Deutschland geforscht. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in der Türkei hat Mandel in den 80er Jahren und zu Beginn der 90er Jahre in Berlin über die Situation von Arbeitsmigranten in Deutschland und über Remigrationsbewegungen in die Türkei und nach Griechenland geforscht. Ergebnisse dieser intensiven Feldarbeit sind bereits in mehreren Buchbeiträgen und Artikeln erschienen. In dem vorlie-

genden Werk präsentiert Mandel diese in gebündelter und ausführlicher Form.

Mandel wirft dabei die These auf, dass der Ausländerproblematik, welche die deutsche Öffentlichkeit seit Jahren spaltet, nicht nur eine objektivierende Konstruktion des Fremden, sondern auch ein *selective cosmopolitanism* zugrunde liegt. Was versteht Mandel darunter? Das Kosmopolitische, das heißt die Akzeptanz, ja sogar der Genuss des multikulturellen Unterschieds, werde selektiv gelebt und nicht auf alle Kulturen angewandt: Viele Berliner genießen zwar die chinesische Küche, das italienische Kino oder den französischen Lebensstil. Das Fremde gleich nebenan können sie hingegen nicht ertragen. Überall in Berlin fordert die Sichtbarkeit der *Turkishness* das Berliner Selbstbild eines offenen Weltbürgers heraus. Ähnliche Tendenzen eines *selective cosmopolitanism* deckt Mandel in der deutschen Politrhetorik ganz allgemein auf. Einerseits zeichnet sich diese durch eine globale Sensibilität für den Diskurs supranationaler und transnationaler Politik aus, wie beispielsweise in Bezug auf das Projekt der Europäischen Union. Andererseits wird diese Sensibilität nicht auf alle Nationen in gleicher Weise angewandt. Mandel warnt denn auch vor einer kosmopolitischen Tradition, welche immer noch auf einer elitären, hierarchischen Vision von Kultur aufbaut. Denn Kosmopolitismus muss nicht mit Privilegien einer gewissen sozialen Schicht und ästhetischem Geschmack assoziiert werden. Mandel plädiert für den *demotic cosmopolitanism*, der den transnationalen Charakter von Diaspora-Lebenswelten berücksichtigt, die elitäre Perspektive demokratisiert und Weltoffenheit sowohl im Lokalen wie auch im Globalen fordert. Ergänzend appelliert Mandel in der theoretischen Verortung ihrer Arbeit an die postmoderne – anti-essentialistisch, kontextuell und multipel – Ausgestaltung von theoretischen Konzepten wie Ethnizität, Identität und Diaspora.

Der Widerspruch des *selective cosmopolitanism* und dessen diversen Aspekte werden in den einzelnen Kapiteln ausführlich beschrieben. Mandel wählt eine Vielzahl von gesellschaftlichen Bereichen, in denen sie die Technik des selektiven Umgangs mit dem Anderen aufdecken möchte. Sie malt ein detailverliebtes Bild der Differenzierung der Differenz. Ihre Beschreibungen Berlins und insbesondere des Stadtteils Kreuzberg vor und nach der Wende sind spannende zeitgeschichtliche Zeugnisse. Die Berliner Ethnographie ergänzt sie mit einer historischen Reflexion, semantischen Untersuchungen von Alltagsbegriffen und Diskursanalysen von politischen Textstücken – Beispiele hierfür sind das „Heidelberger Manifest“ 1981 oder Wahlpropaganda im Stadtteil Kreuzberg.

Der Mauerfall wird in Bezug auf die „Ausländerfrage“ als Schlüsselmoment identifiziert. Dieser bewirkte weitreichende, negative Konsequenzen für die türkischen Arbeitsmigranten in Deutschland. Sie gehörten zu den Verlierern der Wiedervereinigung: Die Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt nahm rapide zu und aggressive, xenophobe Aktionen zwangen die Arbeitsmigranten in die Defensive. Mit der Wende erlangte auch die

Rhetorik um den Begriff „Ausländer“ an Schärfe. Der Begriff „Ausländer“ sei keine neutrale Bezeichnung für jemanden, der eine geopolitische Grenze überschritten hat, hält Mandel fest. Der weit verbreitete abwertende Gebrauch des Begriffes hat staatliche Machttechniken gestützt, denn er bewirkt eine unüberwindbare Distanz zwischen den Deutschen und den Anderen. In der semantischen Analyse von Begriffen wie „Überfremdung“, „Gastarbeiter“ und „Ausländer“ verweist Mandel auf ihre historische Sprachentwicklung: Vergleiche mit der Problematisierung der polnischen Migrationswelle während der Industrialisierung im 19. Jahrhundert und mit dem sprachlichen Umgang des Naziregimes mit Begriffen wie „Arbeit“ und „Fremdarbeit“ deuten auf ein kollektives, kulturelles Vernächtnis hin. In der mangelnden Vergangenheitsbewältigung und der Verbannung der persönlichen und kollektiven Symbole der Nazivergangenheit erkennt die Autorin denn auch eine pathologische Leere, welche die Nachkriegsgeneration im Umgang mit dem Fremden massiv einschränkt. Die türkische Migration fordere die Deutschen heraus, sich mit den Tabus um den Holocaust und dessen Erinnern auseinander zu setzen. Dabei schreckt Mandel nicht davor zurück, die Gegenüberstellung der Shoah und der heutigen Diskriminierung türkischer Migranten aufzutreiben: „In Germany, Turks frequently are criticized for failing to abandon their own distinctive signs of identity – for keeping their distance, for refusing German foods, for wearing their headscarves – yet the Jews in the Third Reich were blamed for the precise opposite ... The Jewish other, by having virtually succeeded in becoming German, had overstepped, transgressed the boundary, and nearly had appropriated the German: a threatening reversal. Some perceived the rate of assimilation into Christian Germany as a form of deterioration of the German essence“ (130 f.). Das Haupthindernis für die kulturelle und politische Inkorporation von „Ausländern“ erkennt Mandel also in dem nach wie vor geltenden Ideal der organischen Gemeinschaft des deutschen Volks, das geknüpft ist an eine Heimat, eine Sprache und eine Geschichte. Obwohl das Modell in der deutschen Politik und Akademie stark kritisiert wird, hat es immer noch seine Gültigkeit. Deutlich wird dies an der ungleichen Naturalisierungspraxis für Aussiedler und Türken. Türken, die in Deutschland geboren sind und dort leben, scheinen weniger Deutsch zu sein. Die Aussiedler hingegen gehören zur idealisierten deutschen Schicksalsgemeinschaft. Dieser Praxis unterliegt die Vorstellung der unveränderbaren Natur der Nichtdeutschen, welche wiederum eine essentialistische Vision des Selbst und der deutschen Gemeinschaft reflektieren.

In der Auseinandersetzung mit den diversen Ausgrenzungsmechanismen lässt Mandel auch die andere Seite zu Wort kommen. Sie analysiert den diversen Umgang der türkischen Diaspora in Konfrontation mit diesen Ausgrenzungsmechanismen. In den unterschiedlichen Identitätspraktiken (kurdische Freiheitsbewegungen, Revitalisierung des Alevitentums, Hybridekultur der „Deutschturen“, Diasporaliteratur etc.) erkennt die Autorin das Ziel, der stereotypen Opferdarstellung zu ent-

kommen. Die Diasporaliteratur ist ein solches Beispiel. Sie fordert die Starre der ethnischen und kulturellen Repräsentation der Herkunft heraus und verfällt nicht dem Essentialismus oder dem Drang nach Authentizität. Im Gegenteil, sie hinterfragt den Diskurs der dominanten Kräfte in der Aufnahmegergesellschaft. Feridun Zaimoğlu, um einen der von Mandel zitierten Autoren zu nennen, geht sogar einen Schritt weiter: Er statuiert ein Exempel, wie der Sprachgebrauch der Mehrheitsgesellschaft verändert werden kann und ad absurdum geführt wird, um so das antagonistische Minderheitenbewusstsein auszudrücken. Fraglich bleibt, ob diese neue Form der transnationalen Identitäten die hegemoniale Repräsentation wirklich ins Wanken bringen kann. Denn gleichzeitig beobachtet Mandel eine Ethnisierung und Stigmatisierung der türkischen Kulturelite. Filmprojekte und Bücher sollen von den Anderen, von den Problemen der Türken erzählen. Diese Erwartungen der Mehrheitsgesellschaft werden auch mit der strategischen Ausrichtung der Kulturförderung gesteuert.

Der kurze Buchüberblick zeigt, Mandels Vorhaben ist immens. Die theoretischen und ethnographischen Anhaltspunkte eröffnen eine Vielfalt, welche, so befürchtet man, der Oberflächlichkeit und Unübersichtlichkeit zum Opfer fallen könnten. Zuweilen läuft Mandel denn auch Gefahr, die Beschreibungen der deutschen Gesellschaft zu wenig differenziert, hingegen ethnisierend und auch essentialistisch vorzunehmen. Dennoch muss der Autorin zugestanden werden, dass ihr der Spagat zwischen genauer, dichter Beschreibung und theoretisch-analytischer Distanz gelingt.

Virginia Suter-Reich

Mathieu, Nicole-Claude (éd.) : *Une maison sans fille est une maison morte. La personne et le genre en sociétés matrilinéaires et/ou uxorilocales*. Paris : Éditions de la Maison des sciences de l'homme, 2007. 503 pp. ISBN 978-2-7351-1129-9. Prix : € 36,00

Dans ce gros opus de cinq cents pages, les auteurs s'interrogent sur la manière dont la notion de personne est modelée (ou non) par son inscription dans un contexte très particulier : celui de sociétés qui possèdent une règle de filiation matrilinéaire et une norme de résidence matrilocale ou uxorilocale.

Quatorze sociétés sont ainsi étudiées au cours des quatorze chapitres qui ponctuent l'ouvrage et se succèdent comme autant de moments ethnographiques très divers et singuliers. Ces quatorze "nano-monographies" (pour pasticher le titre très "sokalien" d'un récent article d'Eduardo Viveiros de Castro) sont classiquement regroupées par aires culturelles. L'Amérique du Nord d'abord, avec les Hopi (Alice Schlegel) et les Navajo (Maureen Trudelle Schwarz), puis du sud, avec les Wayuu ou Guajiro (Michel Perrin), les Huaorani (Laura Rival), les Matsiguenga (France-Marie Renard-Casevitz) et les Shipibo-Conibo (Françoise Morin et Bernard Saladin d'Anglure). Le sous-continent indien ensuite avec deux études, l'une sur les Tulu (Marine Carrin), l'autre sur les Muduvar (Martine Gestin). L'Océan

indien et l'Indonésie ne sont pas en reste avec les Ngazidja (Sophy Blanchy), les Minangkabau (Ok-Kyung Pak) et les Ngada (Susanne Schröter). C'est le "monde chinois", comme l'appelle ce volume, qui conclura cette traversée transcontinentale, avec deux études sur Taiwan – sur les Puyuma (Josiane Cauquelin) et les Kavalan (Pi-chen Liu) – et une sur la Chine, les Nazé, plus connu sous l'ethnonyme Na (Naiqun Weng). On remarquera par contre et l'on regrettera parfois que l'Afrique, l'Australie et surtout l'Europe soient absentes du recueil.

Pour homogénéiser quelque peu la diversité voire la réelle disparité de ces contributions, celles-ci sont rigoureusement encadrées.

En amont d'abord, par une très belle introduction d'une cinquantaine de pages de Nicole-Claude Mathieu, laquelle pose les pièces du débat et les questions du rapport que les notions de genre et de personne peuvent entretenir avec les règles de filiation et de résidence (mais aussi avec le shamanisme, les catégories linguistiques, les rituels d'excision, etc.). En aval, ensuite, par une fine analyse et un conséquent effort de recontextualisation de ces essais dans un cadre plus général, celui des études de parenté, par lesquels Martine Gestin conclut ce volume. Cette dernière auteure ouvrira alors à nouveaux frais une question autour d'une formulation Lévi-Straussienne déjà ancienne mais qui fait toujours débat, celle de "l'échange des femmes". L'ouvrage, enfin, est augmenté d'un court glossaire précisant l'usage de certains termes utilisés en anthropologie de la parenté.

À propos de ce dernier, on regrettera pourtant une certaine imprécision dans les définitions données pour des notions essentielles au propos de l'ouvrage puisqu'elles apparaissent dans son titre même : celles de "matrilocalité" et "d'uxorilocalité" en la circonstance. Les auteurs distinguent ainsi dans le glossaire donné en appendice au texte entre résidence uxorilocale ("auprès des parents de l'épouse") et matrilocale ("auprès de la mère de l'épouse"). L'expression patri-uxorilocale désignant à son tour, selon eux, le cas convers où le couple résiderait "auprès du père de l'épouse". Mais trop de précision nuit parfois à l'utilité de la précision, et s'il existe une règle selon laquelle les époux doivent aller vivre auprès de la mère de l'épouse, alors cela signifie logiquement que le mari de cette dernière a fait de même : il est allé vivre avec sa femme. Autrement dit, vivre "avec la mère de l'épouse" (matrilocal) équivaut à "vivre avec les parents de l'épouse" (uxorilocal). Dans le même ordre d'idée, une résidence "patri-uxorilocale" qui signifierait que le couple va vivre auprès du père de l'épouse est un *nonsense*. Si un homme va habiter avec sa femme au foyer du père de celle-ci, et que ce dernier a fait de même en allant rejoindre sa femme au foyer du père de cette dernière, alors cela signifie que le jeune couple habitera la maison natale de la mère de l'épouse (qui était la maison natale de la grand-mère maternelle, de l'arrière-grand-mère maternelle, etc.). Bref, cela veut dire que ce couple va résider dans la lignée utérine de l'épouse et donc qu'il adopte une résidence matrilocale ou uxorilocale. En pratique, ces deux termes,